**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 15 (1925)

**Heft:** 52

**Artikel:** Geld und Geist

**Autor:** H.B.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-648114

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

groß, daß der Kerzlein Glanz sich auf dem blauen Grunde wiederspiegelt. — Ein freundliches Nicken von der Mutter und dann tönte aus jedem Mund, der singen kann:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit;
Welt ging verloren, Christ ward geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!

# Geld und Geist,

## Ein Mundartschauspiel von Simon Gfeller.

Zu den Berner Aufführungen des Heimatschutztheater-Spielvereins.

Die Klage „Wir besitzen kein Nationaltheater, keine einheimischen Schauspieler und kein schweizerisches Drama" hat heute nur mehr relative Geltung. Wir Berner zum Beispiel, die wir jeden Winter im Schänzlitheater die gediegenen Aufführungen der Heimatschützler genießen können, empfinden den Mangel eines national gerichteten Theaters kaum mehr. Und wer etwa bisher die Hoffnung auf ein richtiges, der Kunstkritik standhaltendes Mundartdrama ungläubig belächelt hat, der hat es letzte Woche im Schänzlitheater oder im Stadttheater erfahren können, daß das schweizerische Drama bereits existiert. Simon Gfellers „Geld und Geist" ist zum mindesten ein Anfang dazu. Wenn wir darunter ein Schauspiel verstehen, das aus schweizerischem Gemüt heraus empfunden und aus schweizerischem Sprachgut aufgebaut ist, dann ist „Geld und Geist" das Drama, auf das wir gewartet haben, das Bühnenstück, das mit dem strengen Kunstmaßstab gemessen werden darf und das zugleich den Schauspielern, die sich ernsthaft und mit zulänglichen Mitteln darum mühen, den verdienten Bühnenerfolg garantiert. Unsere Hoffnung darf sich nun darauf richten, daß das Beispiel Nachahmung finden werde. Dann dürfen wir der Entwicklung des „Schweizerischen Nationaltheaters" getrost ins Auge schauen.

Simon Gfeller hat uns mit seinem neuesten Mundartschauspiel bewiesen, daß der Mundartdichter wohl imstande sein kann, ein Bühnenkunstwerk zu schaffen, wie irgend ein Dichter der Schriftsprache. Daß er die subtilsten und tiefsten Seelenprobleme zu gestalten weiß, so gut wie dieser. Freilich wird das Mundartdrama mit seinem kleinen Wirkungsradius immer von seinem vornehmen Verwandten, dem in die Schriftsprache gekleideten Bühnenstück, in die Ecke gedrängt werden. Aber aus ihm wird das schweizerische hochdeutsche Drama herauswachsen, das sich seinen Platz in der allgemeinen deutschen Literatur zu sichern wissen wird.

Dorngrütt-Michel.

Gfeller muß seinen Ruhm als Dichter diesmal noch mit Gotthelf teilen. Ungeschmälert bleibt ihm das Verdienst, einen hochwertigen dramatischen Stoff an einem Ort gefunden zu haben, wo ihn vorher niemand suchte, und das tadellose dramatische Kleid geschaffen zu haben. Solange aus Gotthelfs Werken noch solche Schätze zu heben sind, solange braucht er nicht Erfinder und darf er Finder sein Shakespeare hat doch die schönsten seiner Stoffe auch so „gefunden".

Gibt es einen an Möglichkeiten zur dramatischen Entwicklung seelischer Schönheiten reicheren Stoff als der Konflikt zwischen der kindlichen Liebe und der Liebe zur auserwählten Braut. Resli, der junge Liebiwil-Bauer, muß sich entscheiden, ob er die geliebten Eltern nach dem brutalen Willen des geldgierigen Dorngrütt-Bauers aus dem

Aenneli. Annelisi. Christen.

Hause vertreiben, oder ob er die Braut fahren lassen will. Man weiß, wie Gotthelf in seiner Erzählung dem Problem die farbenreiche seelische Umhüllung gegeben hat. Die Frage stellt sich nämlich für Resli nicht so einfach. Er hat von Annemareili, als sie ihn pflegte, Liebe erfahren. Und sie ist selber liebenswert; sie ist eine jener stolzen, innerlich und äußerlich tüchtigen, in all ihrem Tun und Denken treue Bauerntochter, wie Gotthelf sie mit künstlerischer Inbrunst hinmalt, eine geistige Schwester von Elsi, der seltsamen Magd. Annemareili hat viel Liebe zu gut, denn ein hartes Geschick hat ihr den schlechtesten Vater geschenkt, den die Natur ausdenken kann, und eine Mutter, in der die Liebesflamme kläglich erloschen ist. Das muß Reslis Mitleid wecken und seine Ritterlichkeit anspornen. Und wiederum entzündet sich sein Begehren an der stolzen Schamhaftigkeit, die es der reichen Bauerntochter unmöglich macht, dem Geliebten ohne Brautgut ins ersehnte schöne Liebiwil-Heim zu folgen. Ihre Standhaftigkeit im Festhalten am überlieferten Gefühl muß sie dem Bauernsohn, der in der gleichen altadeligen Bauerntradition wurzelt, doppelt liebenswert erscheinen lassen.

Dieses Zusammenspiel seelischer Kräfte, das ein düsteres Schicksal zum tragischen Konflikt schürzt, birgt die wertvollsten künstlerischen Spannungswirkungen. Zunächst hat das Liebesschifflein die Kellerjoggi-Klippe zu umschiffen. Der Auftakt der Handlung ist in heiterem Humor gehalten. Der Dramatiker tut da Wertvolles aus Eigenem hinzu. Wir denken an den fröhlichen Einfall: „d'Fähre wott morle, d'Mähre wott forle, d'More wott färle" und an die nachfolgende Mundverrenkung der Wirtin. Diese heiteren Lichter urchigen Humors tun dem ernsten Stücke wohl. Sogar der unsaubere Kellerjoggi strahlt in dieser Beleuchtung.

Der zweite Akt deckt als wirksamer Kontrast den Abgrund auf, der die Liebenden von ihrem erträumten Glücke trennt. Der Böse geht in Michel, dem Dorngrüttbauer, leibhaftig um. Er flucht, wirft mit spitzen, giftigen Worten um sich und fuchtelt drohend und unheilverheißend mit den Fäusten herum. Wie Resli sich auch müht, mit Entgegenkommen die Brücke über den Abgrund zu schlagen, um die Geliebte herüber zu holen, der Dorngrütter stößt ihn mit boshaftem Spott und brutaler Grobheit immer wieder zurück.

Prachtvoll herausgearbeitet wird im dritten Akt die Kontrastidee „Geld und Geist" durch die Gegenüberstellung der beiden gegensätzlichen Familien in der Liebiwil-Stube.

Das Heimatschutztheater hat den Vorteil, von Kennern und Künstlern wie Otto von Greyerz und Rudolf Münger geleitet und beraten zu sein. Das merkt man den Szenenbildern an. Wirtsstube und Bauernstuben sind auf die gegebene Kontrastwirkung abgestimmt. Von den ärmlichen und unsäglich nüchternen Wänden der Dorngrüttstube schreien uns der Geiz und der Unfriede völlig an; die Liebiwilstube dagegen mit ihrem warmen Ofen, der heimeligen Ruhbettecke, dem hohen Himmelbett erzählt uns von Güte und Wohltun, von Hausfriede und Familienglück. Es seien hier auch die altbäuerlichen Kostüme erwähnt, die nach Rudolf Müngers Vorlagen entstanden, und die das Zeitkolorit der Gotthelfschen Erzählung trefflich wiedergaben.*)

Im vierten Akt sodann erreicht die Handlung ihren Höhepunkt. Mit unübertrefflicher dramatischer Kraft hat Gotthelf — und hat nach ihm Gfeller die Peripetie herbeigeführt: Annemareili sagt sich in der Verzweiflung, Reslis Weigerung, die Eltern ins Stöckli zu schicken, mißverstehend, vom Geliebten los. Dieser wird dadurch von aller Rücksicht gegen Michel entbunden und darf dem Bösen die Wahrheit herrlich saftig ins Gesicht schleudern: „Seeleschindter du!... du wüeschtischt Uflot zwüsche Langnau u Solothurn!"

Von edelster Konstrastwirkung ist endlich auch die Sterbeszene im Schlußakt. Die Liebiwil-Mutter löst sterbend den Konflikt zwischen den beiden Liebenden. Sie breitet mit wunderbar zarten Händen — hier ist Gotthelf herrlich groß! — vor Reslis ergriffenem Herzen Annemareilis Seele aus, ihm ihr strenggehütetes Lebensgeheimnis, die eigenen Liebeskämpfe, anvertrauend. Die Szene ist auch in Gfellers Fassung — ja hier ganz besonders — großartig packend. Wer von ihr nicht ergriffen wird, hat nie warm empfunden. Erschütternd, die Gefühle zutiefst aufrührend, ist der Augenblick, da die von Liebe und Reue getriebene Dorngrüttochter in der Türe erscheint und der sterbenden Mutter zu Füßen stürzt: „I ha müesse cho! Mueter, o Mueter! Wäge mir... wäge mir hesch usem Huus sölle! Wäge mir bisch chrank worde! I bi euersch Ungfehl gsi! Verzieh mer!" Wie ein ins Dunkel brechende Lichtstrahl von Sonne und Wärme Zeugnis ablegt, so ist dieses Erscheinen ein Hinweis auf das verdiente Zukunftsglück der Liebenden. Der Zuschauer wird befreit vom drückenden Gefühl, der blinde Zufall habe hier ein Glück zerstört. Es ist die schöne positive Lösung, die uns mit der Welt versöhnt und uns befriedigt entläßt. Es ist der künstlerisch wertvolle Schluß, die Kotharsis in des Wortes bester Bedeutung.

Annemareili. Resli. Stini.

„Geld und Geist" ist ein voller Wurf. Die Bühnenwirkung ist jeder künstlerisch ernsten Aufführung sicher. Die Berner Aufführungen waren, wie gesagt, ein ganzer Erfolg. Dieser ist in erster Linie dem Autor zu gönnen; denn er ist verdient. Simon Gfeller hat nicht nur mit feiner Kunst die große Gotthelfsche Seelenlinie herausgearbeitet; er hat aus eigenem Sprachgut den Gestalten das erhöhte Relief verliehen, das sie für die Bühne nötig haben. Wenn er Michel den Resli hämisch abbutzen läßt: „Wehr du di jez au no u mach di gstabelig, we me di will ufe Hafe setze" — dann hat er ihn mit eigenem Pinsel gezeichnet. Auch da, wo Michel verächtlich trümpft: „Nachhäre cha me de mitem blutte Füdle go eihorne u düre Wald us brüele: Hätt i nume... hätt i nume...!" Ueberhaupt dieser Michel, er ist eine Staats-Bühnenfigur — ganz Gotthelf, ganz Simon Gfeller! Aber sind es nicht auch ganze, lebendige Gotthelf-Menschen: dieses Annemareili, dieser Resli, dieser Christe und vor allem dieses wunderbare Aenneli?

Kellnerin. Wirtin. Kellerjoggi.

Verdient hat den Erfolg auch die wackere Spielgesellschaft. Sie ist dieser Jahr in glücklichster Weise zusammengesetzt. Namentlich die Frauenrollen, sonst ein schwacher Punkt des Heimatschutztheaters, befriedigten diesmal fast restlos. Hervorzuheben sind die Leistungen des Dorngrütters, des Kellerjoggi, des Resli und Christen. Mit für Dilettanten staunenswerter Kunst war die schwierige Rolle vom Aenneli, der Mutter, gespielt. Ganz echt und von einer starken Persönlichkeit getragen war das Annemareili. Die Gestalten stehen uns, die wir der Erstaufführung im Schänzli gemeinsam mit dem stillgenießenden Autor beigewohnt haben, beglückt und ergriffen von dem schönen Spiel, in lebenswarmer, plastischer Erinnerung vor Augen; wir werden sie so bald nicht vergessen. H. B.

*) Der Künstler hat uns in freundlicher Weise seine Figurinen zur Reproduktion zur Verfügung gestellt.

# Wie man früher Neujahr feierte.

Von Hedwig Dietzi-Bion, Bern.

Darf ich euch erzählen von den Festtagen, wie sie zu unserer Kinderzeit gefeiert wurden, und wie wir sie als unvergeßliches Kleinod in unsern Herzen bewahren?

Schon mehrere Wochen vor Weihnachten ging die Mutter mit uns zum „Fischer" oder zur „Jumpfer Dietrich" und kaufte uns Stramin und Wolle, aus denen wir